

Egomanie als Schreibprinzip

Witold Gombrowicz' Tagebuch

Wenn es noch eines Nachweises bedürfte, dass alles Geniale einfach ist, dann würde der unsterbliche Anfang von Witold Gombrowicz' Tagebuch auch die letzten Zweifel ausräumen: «Montag. Ich. Dienstag. Ich. Mittwoch. Ich. Donnerstag. Ich.» Mit dieser Tirade schlägt der polnische Exilschriftsteller einen herausfordernden Ton an, den er in jeder Eintragung seines Tagebuchs durchhält. Die einzige Person, für die er sich je interessiert habe, sei er selbst, gesteht er in provozierender Offenheit. Gombrowicz' kalkulierte Nichtbeachtung des *comme il faut* ist allerdings keine Pose, sondern Grundbedingung seiner Existenz: Wenn er sich in eine gesellschaftliche Rolle fügen würde, verlöre er seine ureigene Identität. Deshalb muss Gombrowicz' Schreiben als konstante Abwehrbewegung verstanden werden: Weder sein Werk noch seine Person sollen durch ein formales Klischee beschreibbar sein – immer wieder entzieht sich Gombrowicz proteusartig dem definitiven Zugriff seiner Leserschaft.

Auch sein Kunstideal ist von äusserster Spontaneität geprägt: Schreiben müsse man, wie ein Kind im Gebüsch Pipi mache – um sich zu erleichtern. In den Jahren 1953 bis 1967 hat Gombrowicz ein literarisches Tagebuch geführt, in dem er diese Regel strikt anwendet: Unter keinen Umständen schreibt er das, was man von ihm erwartet. Besonders pointiert kommt diese Verweigerung in Gombrowicz' Berlin-Porträt der sechziger Jahre zum Ausdruck. Der Exilpöbel blickt misstrauisch auf die ehemalige Machtzentrale der Nazis: Es hat für ihn etwas Monströses, wenn die neue *jeunesse dorée* unbekümmert durch dieselben Strassen flaniert, auf denen kaum zwanzig Jahre zuvor die Vätergeneration im Stechschritt an ihrem Führer vorbeidefiliiert war. Es ist genau dieses feine Sensorium für die Pathologie der Normalität, das Witold Gombrowicz zu einem der hellstichtigsten Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts macht.

Ulrich M. Schmid

Witold Gombrowicz: Sakrilegien. Aus den Tagebüchern 1953 bis 1967. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. Eichborn-Verlag, Frankfurt am Main 2002. 364 S., Fr. 54.–.